

Lukas Hartmann

Mit- und ohne Gefühl

Gedanken zur Ich-Gesellschaft und ihren Erscheinungsformen

Rede an der Fachhochschule Nordwestschweiz für Sozialarbeit, Olten, 4. April 2007

Liebe Diplomierte, meine Damen und Herren

Ein Mensch liegt zusammengekrümmt am Boden, andere Menschen schlagen und treten auf ihn ein. Es ist ein gespenstischer Tanz, der so lange dauert, bis der Mensch am Boden sich nicht mehr bewegt. Dann verschwindet die Horde der Täter, das Opfer bleibt liegen, besinnungslos, tot vielleicht. Das geschieht nicht fern von uns, es geschieht in unserer Nähe, in den Zentren, in Bahnhöfen, auf Pausenplätzen, in Bern zum Beispiel, an der Postgasse, wo vor einiger Zeit ein Radfahrer von einer Gruppe Jugendlicher überfallen und invalid geprügelt wurde. Vor Gericht gaben die Täter an, dass sie Geld für die Fortsetzung ihrer samstäglichen Sauf tour benötigt hätten. Was sie aber dazu bewog, blindlings dreinzuschlagen, konnten sie nicht erklären, was den Anführer dazu brachte, später mit seinen blutigen Schuhen zu prahlen, wusste er nicht. Überhaupt ist für mich das Erschreckendste an diesem Fall – und in gleich gelagerten Fällen – die Sprachlosigkeit der Täter, die Gefühllosigkeit dem Opfer gegenüber, die auch ein halbherziges Schuldeingeständnis nicht übertünchen kann. Sie wollten, in ihren eigenen Worten, vor allem „Action“; es war, für ein paar Sekunden, einfach „ein geiles Gefühl“, rauschhaft und mit voller Kraft dreinzuschlagen. Was das hilflose Opfer fühlte, ist ihnen dagegen unzugänglich, dass sie es demütigen, ihm Schmerzen zufügen, die sie ja meist aus eigener Erfahrung kennen, blenden sie auch nachträglich völlig aus.

Gewalttaten dieser Art, gerade unter Jugendlichen, nehmen in den letzten Jahren zu; das belegen die Kriminalstatistiken, wenn auch in geringerem Mass, als die Medienberichte es darstellen. Grosses Aufsehen erregt haben in letzter Zeit vor allem Gruppenvergewaltigungen und sexuelle Übergriffe unter schulpflichtigen Fünfzehn-, Sechzehnjährigen. Auch hier macht uns der Verrohungsgrad der Täter fassungslos. Das Mädchen habe es doch gewollt, beteuern sie, es habe sich nur zum Schein gewehrt. Der Akt der totalen Erniedrigung wurde zudem gefilmt und per Handy an Kollegen weitergesendet. Der Bereich, den wir Empathie – die Fähigkeit, sich in andere hineinzusetzen – nennen, ist bei solchen Tätern verbarrikadiert; sie sind nicht in der Lage, ihre Tat wirklich zu bereuen. Es gibt die populistischen Rezepte, wie gegen solche Entwicklungen vorzugehen sei: mehr Härte, eine strengere Erziehung, mehr polizeiliche Überwachung, sofortige Ausweisung, wenn es sich um Ausländer handelt. Das kennen wir und finden es allzu billig. Wir hier im Saal sind, nehme ich an, mehrheitlich Anhänger einer komplexeren Betrachtungs- und Vorgehensweise.

Dennoch lässt mich etwas nicht los: Viele meiner Bekannter fühlen sich, vor allem nachts und übers Wochenende, im öffentlichen Raum nicht mehr sicher. Sie spüren an Orten, wo Jugendliche, oft in ethnisch getrennten Gruppen, zusammenstehen, ein Klima von Gewaltbereitschaft, sie ängstigen sich und nehmen, um Übergriffen auszuweichen, grössere Umwege in Kauf. Ein Nachbar ist kürzlich im Bahnhof, offenbar weil er seine Skis falsch trug, von Jugendlichen verhöhnt, dann angegriffen und niedergeschlagen worden.

Etwas hat sich in den letzten Jahren verändert. Aber was?

Ich war lange dagegen, Ereignisse wie die beschriebenen vorschnell zu verallgemeinern. Jugendgewalt (eher: Jungmännergewalt) in unterschiedlichen Formen war durch die Jahrhunderte hindurch innerhalb der Gesellschaft immer präsent. Und von den Saubannerzügen bis zu blutigen Raufereien zwischen

Nachbardörfern gibt es genügend Zeugnisse dafür, wie junge Männer ihren Adrenalinpiegel hochtrieben, wie sie sich in Kraft- und Mutproben zu bewähren versuchten.

Aber auch die Gutwilligsten unter uns können das Augenfällige nicht länger abstreiten: Die Hemmschwelle zur körperlichen Gewalt ist in jüngeren Altersgruppen eindeutig niedriger geworden. Dies hängt, meine ich, unter anderem damit zusammen, dass besonders in diesen Gruppen die Empathie, die Fähigkeit, sich in andere hineinzusetzen, verkümmert, ja ganz abhanden zu kommen droht. Warum das so ist und welche Folgen es hat, versuche ich im Folgenden aus meiner Sicht zu skizzieren.

Wir leben in einer Gesellschaft, in der die Winner-Mentalität vorherrscht. Sieger auf allen Gebieten – in der Wirtschaft, im Sport, im Show-Business – werden bejubelt und belohnt, Verlierer ignoriert oder verachtet. Sieger sind die Aktiven, verantwortlich für Action und Fun, ein Sieger sieht sich nie als Opfer (oder höchstens wenn er des Dopings überführt wird); folglich wollen jene, die sich mit Siegern identifizieren, Täter sein. Täter sagen „Ich“ und meinen den Sieg; das „Du“ kann Verbündeter sein oder dann besiegter Gegner und Opfer.

Zu dieser Mentalität trägt in hohem Mass die Allgegenwart und damit der Einfluss der elektronischen Medien bei. Amerikanische Forscher haben zusammengezählt, dass College-Studenten durchschnittlich rund 10'000 Stunden Video-Games und 20'000 Stunden TV hinter sich haben. Darin inbegriffen sind selbstverständlich mehrere Tausend Gewaltszenen und Morde. Das Medium gewöhnt an sie, filtert das Leiden heraus oder degradiert es zum Entertainment; es rückt „Gewalt“ zugleich in beruhigende, auf Bildschirmgrösse festgefrorene Distanz, es verwischt die Grenzen zwischen Realität und Fiktion, so dass selbst die schlimmsten Bilder als „erfunden“ anmuten. Sie gleiten am passiven Zuschauer vorbei und haken sich bloss noch fest, wenn sie sensationell sind wie beim Tsunami oder bei Nine Eleven. Beim Anblick der Bilder von den einstürzenden Türmen glaubten übrigens viele zunächst, es handle sich um einen Katastrophenfilm.

Die Passivität des TV-Konsums verwandeln die Computerspiele dagegen in virtuelle Aktivität; das macht ihre unglaubliche – und suchtbildende – Anziehungskraft aus. Im so genannten Ego-Shooter übe ich mich in die Täterrolle ein, verfolge und eliminiere mit höchster Rücksichtslosigkeit anonyme Gegner, ich mähe sie mit Maschinengewehrgarben nieder, werfe Handgranaten mitten unter sie, töte sie mit Karateschlägen. Die Gegner bleiben liegen, sie bluten nicht, sie leiden nicht, sie schreien nicht – sie verschwinden einfach vom Bildschirm. Wenn ich hart, schnell und geschickt genug bin, komme ich aufs nächste Niveau, wo ich noch härter, schneller und geschickter vorgehen muss, und zuletzt bin ich der grosse Sieger, der Triumphator im Hochgefühl seiner Macht. Alles kann, wenn ich mag oder innerlich muss, wieder von vorne beginnen. Ich bin der Herr über Leben und Tod. REPLAY: Die Toten stehen auf; es ist ja alles, so argumentieren die Spieler, bloss ein Spiel, Action und Fun. Ein Moralist wie ich habe keine Ahnung von der Gamer-Szene, werfen sie mir vor, und zu behaupten, solche Spiele würden die Hemmschwelle zu Gewalttaten herabsetzen, sei absurd. Höchstens bei ohnehin gefährdeten und labilen Charakteren sei dies so, die würden sich aber auch sonst irgendwo aufgeilen.

Stimmt das?, frage ich. Kann die hundertfach wiederholte Erfahrung, die ja echte Gefühle erzeugt, nicht prägender sein, als die Spieler meinen? Kann die Simulierung nicht eine täuschende Realitätsgewissheit erzeugen? Bei den realen Amokläufen von spielsüchtigen Jugendlichen - in Littleton, in Erfurt - standen aber die Toten nicht mehr auf; die Verletzten schrien und bluteten, auch ihren Angehörigen wurde schlimmster Schmerz zugefügt.

Kindliche Täter, das weisen die Biographien der Amokläufer nach, sind selber oft Opfer, Opfer von Mobbing, Opfer eines ungünstigen Umfelds, sie sind gerade deshalb empfänglich für Fantasien der

totalen Macht über andere; sie sind prädestiniert dafür, dass sich bei ihnen die Grenzen von Fiktion und Realität verwischen und das Einfühlungsvermögen gegen Null tendiert.

Ein weiterer Ausdruck der Siegermentalität ist das Cool-Sein. Coolness als Maske, als Lifestyle. Man reisst die Arme hoch im Augenblick des Triumphs, sonst aber: Poker-Face, keine Schwächen zeigen, Mann (und wir glaubten doch, dies sei überwunden). Dafür aber: Fun als Lebenssinn, denn Fun haben ist auch ein Sieg: der Sieg über die Langweile, die Leere, die ein Leben ohne verpflichtende Bindungen erzeugt. Das Wochenende wird für viele Fünfzehn- bis Dreissigjährige zum strapaziösen Fun-Parcours, den man siegreich nur in berauschem Zustand bestehen kann; die Peer-Group, in der man sich betrinkt und bekifft, zerfällt am Montag in Individuen, in Single-Existenzen, die nach Geborgenheit und Zusammenhalt hungern, aber lernen müssen, ihre Ellbogen noch besser zu gebrauchen.

Dahinter steht, ich wiederhole mich, eine Gesellschaft, die den Winner - den Profitscheffler, den Star - beachtet und umschwärmt, den Loser - den Arbeitslosen, die Alleinerziehende, die Behinderten, die Alten - ins Abseits, in die Sozialfürsorge drängt, wo Sie es dann mit ihnen zu tun bekommen. Wie es den Verlierern geht, wollen die achtzig Prozent, die gut zurecht kommen, lieber nicht wissen oder höchstens portionenweise, in der oft romantisierenden Form von Sozialreportagen. Nicht nur die Opfer physischer Gewalt, sondern auch jene der bestehenden wirtschaftlichen Verhältnisse blenden wir gerne aus unserem Alltagsbewusstsein aus. Einen grossen Teil der Empathie haben wir, gesellschaftlich gesehen, zu unserer scheinbaren Entlastung längst delegiert und professionalisiert: an Sie eben, an soziale und therapeutische Instanzen. Ihre bezahlte Aufgabe ist es, sich in die Lage von „Opfern“ einzufühlen, sie zu stärken und zu befähigen, Schritte zurück in den Mainstream zu machen. Sie setzen sich beruflich auseinander mit starken Gefühlen Ihrer KlientInnen, mit Trauer, Zorn, Hass, Niedergeschlagenheit. Sie fühlen sich ein und müssen sich zugleich immer wieder abgrenzen; denn der Schatten der Empathie ist der Vampirismus, der sich von den Gefühlen anderer ernährt. Eine schwierige Aufgabe; das wissen Sie inzwischen sehr gut. Das gleiche gilt für die Psychotherapie, die Psychiatrie. Professionelle Empathie kostet; sie kostet auch Substanz. Ich kenne einen Therapeuten, der sich nach anstrengenden Tagen in der Praxis als unfähig erklärt, an seinen Nächsten Anteil zu nehmen. Was für ein trauriger Widerspruch!

Eine Gesellschaft, die das Mitgefühl delegiert, neigt dazu, auch anderes Unangenehmes zu delegieren, Pflegeleistungen zum Beispiel. Freiwillig alte und behinderte Menschen zu betreuen, wird zwar gewünscht und manchmal sogar beklatscht; aber es wirklich zu tun, bringt wenig Prestige ein, es wird vom Kollektiv der Coolen sogar belächelt; überdies sind ja auch die Jobs, die damit zusammenhängen, schlecht bezahlt (und werden hauptsächlich von Frauen übernommen).

Es ist unbestreitbar: Der Dienst an der Gemeinschaft gilt, allen gegensätzlichen Beteuerungen zum Trotz, wenig. Junge Männer, die nicht zum Militär wollen, zucken die Achseln, wenn ich ihnen vorschlage, Zivildienst zu leisten. Wir sind doch nicht blöd, nehmen sie einen verbreiteten Werbe-Slogan auf, wir opfern doch nicht zusätzlich so viel Zeit, wenn wir auf dem blauen Weg freikommen.

Ich fasse zusammen: Eine Gesellschaft, der das Mitgefühl abhanden kommt, erkaltet; sie hat die Tendenz sich aufzuspalten, sich zu fragmentarisieren. In einer solchen Gesellschaft, schwindet auch die schichten- und grenzüberschreitende Solidarität.

Wo und wie denn, so fragen Sie mit Recht, liesse sich Einfühlungsvermögen heute erlernen und üben? Ich schlage, erstens, vor, bei uns selbst anzufangen. Wir sind ja Mischwesen, nie nur Täter oder Opfer. Wir haben die Chance, uns selbst besser kennen zu lernen, die eigenen Täter- und Opferseiten

wahrzunehmen und sie von der Selbsterfahrung her auch in Andern zu entdecken. Im Andern das Eigene und das Fremde zu erkennen, das ist Empathie; das Leiden des Andern zugleich lindern zu wollen, das ist Compassion. In diesem englischen Begriff, in dem einst Willy Brandt seine politische Überzeugung zusammenfasste, verbinden sich Einfühlung und Mitleid mit Verantwortung, und dies keineswegs in sentimentalem Sinn, sondern im Impuls, handeln zu wollen.

Wenn wir uns gut genug kennen, können wir auch unsere schwachen Seiten zeigen und damit vorführen, dass es gut tut, Coolness zu durchbrechen. Nicht nur Jugendliche brauchen Vorbilder; wir alle brauchen sie – und wir können, wenn wir uns zu reifen Menschen entwickeln, selber Vorbilder sein.

Wir können, zweitens, überall dort, wo wir tätig sind, Gruppenprozesse und Rollenspiele fördern, bei denen es darum geht, die Folgen des eigenen Tuns bei anderen wahrzunehmen, bewusst die Perspektive zu wechseln. Wir können gegenseitige ehrliche Feedbacks ermöglichen und dazu beitragen, sie auf produktive Art zu verarbeiten.

Drittens: Wir können die öffentliche Diskussion über Gewaltdarstellungen in den Medien durch eigene kritische Beiträge beleben.

Viertens: Wir können – wie ich's mit Gleichgesinnten in der so genannten „Berner Erklärung“ getan habe – gegenseitigen Respekt im öffentlichen Raum fordern und couragiert durchzusetzen versuchen. Respekt heisst ja: auf andere achten, sie in ihrer Eigen-Art wahrnehmen, die Folgen eigener Achtlosigkeit bedenken. Wir können besonnen eingreifen, wo jemand vor unseren Augen zum Opfer gemacht wird – und zwar, weil wir wissen und nicht verdrängen, was weh tut.

Letzten Samstagabend ging ich durch die Bahnhofshalle Bern. Beim Treffpunkt der Alkis griff vor meinen Augen ein Betrunkener eine junge Frau an, drehte ihr den Arm auf den Rücken, zwang sie zu Boden und beschimpfte sie aufs Übelste. Die Frau schrie um Hilfe, schluchzte; er tat ihr, spürbar für alle nicht Verhärteten, sehr weh. Die Umstehenden schauten reglos zu, etwa zehn Passanten blieben stehen und getrauten sich nicht näher. Ich überwand mich, auf den Täter zuzutreten und ihn laut und bestimmt dazu aufzufordern, die Frau loszulassen. Erst schien er nichts zu hören. Ich rief den Umstehenden zu, jemand solle doch bitte per Handy die Polizei alarmieren. Da liess der Täter die Frau los und wandte sich fluchend, mit geballten Fäusten mir zu. Aber plötzlich erschlaffte er und ging weg, die Frau schlich ihm weinend nach. Die Intervention hatte Erfolg gehabt, zum Glück; einen Augenblick lang stand auf Messers Schneide, was geschehen würde. Ich hätte es, dachte ich mir nachher, besser machen können, um meine eigene Gefährdung zu vermindern. Ich hätte drei, vier Passanten ansprechen und sie auffordern sollen, mit mir zusammen, als kompakte Gruppe, auf den Täter zuzugehen. Vielleicht gelingt es mir ein nächstes Mal, so zu handeln.

Eine fünfte und letzte Möglichkeit, dem Mitgefühl mehr Raum zu verschaffen, es überhaupt zu thematisieren: Wir können uns für obligatorische Sozialpraktika im neunten und zehnten Schuljahr einsetzen, und Sie können sich, in Ihren jeweiligen Jobs, bereit erklären, Praktikanten und Praktikantinnen zu betreuen. Das Projekt „Compassion“ in Deutschland zum Beispiel, das genau dies bezweckt, zieht immer weitere Kreise. Auch wenn die Praktika nur zwei oder drei Wochen dauern, zeigen Erfahrungsberichte, dass selbst hartgesottene Jungs vom Umgang mit Schwächeren berührt werden, dass so wenigstens ein Stück weit Einfühlung in andere und schwierigere Lebensumstände möglich wird.

Das Fazit meiner Rede: So machtlos, wie wir manchmal meinen, sind wir nicht, weder im Beruf noch als Bürger. Auch dort nicht, wo es um Compassion und um Zivilcourage geht.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.